

Nr. 26. **Posen, den 30. Juni.** **1895.**

's Zischkerl.

Eine Erzählung aus dem Paznaun von Arthur Achleitner.

(Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Jetzt oder nie ist Seppele zu fassen! Der Respizient sendet einen Mann ab mit einer Drahtmeldung an die Direktion; er soll mit Extrapost bis Landeck fahren, dort die Depesche aufgeben und auf die Drahtantwort warten, sodann mit Extrapost wieder hereinfahren und die Visitationserlaubniß unverzüglich hierher an das Gehöft des Seppele bringen, wo die Abtheilung Tag und Nacht postirt bleibt, bis die Durchsuchung gesetzlich vorgenommen werden kann.

Daß das Hofgesinde aus allen Fenstern und Luken auf die Belagerungsmannschaft guckte, läßt sich begreifen, weiß doch jeder Hausinsasse, wo die Kaffeesäcke und die Tabakpäcke liegen. Einstweilen hat der Bauer die Finanzer hinausgebracht, aber sobald die den Schein von Innsbruck haben, geht die Geschichte los, die Waaren sind verloren und Seppele mit ihnen. Die Hausleute werden nun doch ängstlich; vielleicht werden sie auch abgefaßt wegen Beihülfe und Mitwissenschaft, mit Finanzern ist eben so wenig zu spaßen als mit der Gensdarmerie. Gelassen bleibt blos Seppele, der seine Tochter hinüber schickt zum Wirth mit der Botschaft, er möge sofort herüberkommen.

Scharf mustern die im Grase liegenden Finanzer die aus dem Hause tretende Zischkerl, die den Leuten harmlos einen „Guaten Abend" wünscht.

„Die schwärzt nicht, darauf möcht ich wetten!" flüstert einer der Finanzer.

Zierlich enteilt das schmucke Mädchen der Trisanna entlang. Der Respizient hat das Gehöft von außen untersucht und gefunden, daß ein Ausgang nach hinten nicht vorhanden ist. Lediglich eine Stallthüre auf der Seite ist durch einen Mann zu besetzen; die Hauptwache kann vor die Hausthüre gelegt werden.

Wenn es nicht ein Hauptspaß wäre, den Fuchs in der Falle zu wissen, und die Hoffnung auf Beuteantheil die Gemüther rege hielte, das Passen vor dem Hause voraussichtlich durch die Nacht hindurch bis vielleicht zum nächsten Nachmittag, könnte einem den Dienst verleiden! Die Leute kommen rein nimmer in die Federn, das kann so nicht mehr fortgehen, das sagt sich der Respizient selber. Aber Verstärkung der Wache zu verlangen ist auch so eine eigene Sache, und bis der Antrag genehmigt wird, ist der Sommer verflossen und mit Beginn des Spätherbstes wird die Zollexpositur in Galtür ohnehin wieder aufgehoben. Es ist nun freilich die dritte oder gar schon die vierte Nacht, daß das Personal im Außendienst sich befindet, aber das läßt sich zur Zeit nicht ändern. Auch wird ja der Beuteantheil die Leute entschädigen und der diesmalige Fang wird alle Mühe lohnen.

Ohne sich um die umherlungernden Finanzer zu kümmern, tritt der Dorfwirth in das Haus, verweilt einige Zeit in demselben und verläßt dasselbe unter freundlichem Zurufen an Seppele. Bald darauf kommt der Schuster. Trotz der bereits eingetretenen Dunkelheit wendet er sich sofort an den Beamten, der sich am Gartenzaun niedergelassen hat, um seinem Bedauern Ausdruck zu geben, daß der Lehrbub die Stiefel statt zum Herrn Respizienten zum Höfler Seppele getragen habe. Der Beamte fertigt ihn mit einem Satz ab, der nichts mit einem Segenswunsch zu thun hat. „Mir aa recht!" meint der Schuster und geht ins Haus.

Es ist inzwischen so finster geworden, daß man die Hand vor dem Mund nicht mehr sieht, nur die Pfeifen der im Grase liegenden Finanzer glühen wie Johanniskäferchen. Drüben hinter dem Hause donnern die Wogen der seit dem letzten Gewitter wieder hochgehenden Trisanna, daß man ziemlich laut sprechen muß, um sich gegenseitig verständlich zu machen. Um sich die Langeweile zu vertreiben, hocken sich die Finanzer zusammen und erzählen sich ihre Erlebnisse aus den letzten strapaziösen Tagen.

„Der Seppele," meinte einer der Finanzer, „der muß Kräfte haben, wie einst der Kuhhaut-Christel, von dem die Chronik berichtet, daß er der stärkste Mann von ganz Paznaun gewesen ist. Der Mann hieß Christian Bernhard. Ihm oder, wie es auch heißt, einem Nachbar fiel eines Tages eine schwere Kuh in die hochgehende Trisanna, und rasch trieb das gurgelnde Gletscherwasser das brüllende Thier weiter, bis es zwischen Felsblöcken eingekeilt stecken blieb. Niemand wagte die Rettung der werthvollen Kuh; man scheute die Kälte des Eisbaches wie die Gewalt der stürmisch dahineilenden Wellen, das Thier schien verloren. Da eilte Christian herbei, sprang in die Fluthen und löste die Kuh aus der Spalte. Mit raschem Griff seiner eisenfesten Arme faßte er das Thier und legte es auf seinen breiten Rücken. Langsam, aber sicher trug er die Kuh dann durch den tosenden Bach an's Ufer unter dem Jubel der Dörfler.

Von dieser Stunde an wurde der starke Mann in ganz Paznaun nur schlankweg der Kuhhaut-Christel genannt, und die Kunde von seiner Riesenthat verbreitete sich bis nach Innsbruck, wo sie am herzoglichen Hof große Theilnahme erweckte. Herzog Sigmund (eine Abschrift der Galtürer Chronik aus dem Jahre 1774 sagt, es sei Herzog Friedrich gewesen; auch wird das unwahrscheinliche Jahr 1654 als Zeit der Begebenheit angeführt) wollte den Riesen sehen, der eine schwere lebendige Kuh zu tragen vermochte. Vielleicht trug er sich mit dem Gedanken, den Paznauner Recken unter seine Trabanten zu stecken. Der Kuhhaut-Christel

wurde nach Innsbruck befohlen. Verlegen, geblendet von der fürstlichen Pracht in den Gemächern der herzoglichen Burg, stand Christel vor dem Landesfürsten und wußte nicht, soll er stehen bleiben oder niederknieen vor dem Herzog, der staunend den wuchtigen Körperbau des Bergriesen betrachtete und den Wildling dann fragte, ob er wohl seine gewaltige Kraft vor den Leuten zeigen könne. Sall könnt' er wohl, der Herzog sollt nur sagen, wen er lupfen müßt', oder mit wem er robblen sollt'? Nicht raufen, aber ringen und fechten soll er mit dem stärksten der Leibtrabanten, befahl der Herzog, und dann wurde die Stunde bestimmt, in welcher der Kuhhaut-Christel vor dem Hof und vielem Volk seine Kraft an dem Trabanten zeigen solle.

„Nach der Chronik muß es ziemlich kräftig zugegangen sein. Christel erschien ohne Wehr, ihm genügten seine wuchtigen Arme, weshalb das Volk ihm zurief, wo er denn zum Fechten seine „Wehr" habe. Uebermüthig meinte der bärenstarke Paznauner, ein frischer Mann hätt' bald ein' Wehr! Die Höflinge, welche um den Herzog im Burghof standen, hielten Wetten auf den stämmigen Trabanten, der den verwilderten Bergmenschen verächtlich musterte. Als der Herzog das Zeichen gab, begannen die Beiden zu ringen. Der Trabant fühlte gar bald die furchtbare Kraft seines Gegners. Geschickt entwand er sich aber dem solcher Kniffe fremden Riesen, ergriff die am Boden liegende Wehr und wollte mit ihr dem Christel zu Leibe gehen. Das nahm nun der Paznauner übel, riß mit wuchtigem Griff eine Latte aus dem Zaun, der den Garten der Burg umfriedete, und hieb mit solcher Gewalt auf den Trabanten ein, daß dieser Fersengeld geben wollte. Christel aber nicht faul, gab dem herzoglichen Leibtrabanten einen Denkzettel, daß der Stecken zersplitterte. Das gefiel dem Herzog nicht wohl, der in seinem Aerger über diesen unerwarteten Ausgang des Zweikampfes befahl, die Jagdhunde auf den Paznauner zu hetzen. Wohl war Christel verdutzt, wie die Meute auf ihn einstürmte, er faßte sich aber schnell, ergriff den ersten Hund, der an ihn heransprang, bei den Hinterläufen und schlug nun mit dem Hund auf die Meute so fürchterlich ein, daß die Hunde mit eingezogener Ruthe flüchtig gingen. Dann warf der Kuhhaut-Christel den „Schlaghund" dem Herzog vor die Füße und machte sich aus dem Staube."

„Die Kraft möcht' ich woltern auch haben!" meinte der zweite Finanzer, „man könnte damit manchen Schmuggler Mores lehren."

„Wenn man ihn zuerst hat, schon!"

Im selben Augenblick trat der Respizient zu den Grenzern, um sie zu fragen, was sie denn so angelegentlich zu besprechen hätten. Es wäre angezeigter, wenn sie die Menge Leute sich genauer besehen hätten, die inzwischen beim Höfler zu Besuch gekommen sind und nach kurzer Zeit das Gehöft wieder verlassen haben.

„Sehr wohl!" antworteten die sich erhebenden Grenzer und hielten nun in der finstern Nacht scharfen Auslug.

Aber es kam Niemand mehr und Alles blieb ruhig. Die Lichter im Hause erloschen, das Gesinde wie der Bauer werden wohl schlafen gegangen sein. Gähnend standen die Aufseher am Zaun, die abermalige Nachtwache thut doch sehr wehe, und auch der Respizient kann sich kaum des Schlafes erwehren. Alle Mann wach zu halten, ist eigentlich auch gar nicht nöthig; ein Wachposten genügt auch, und so giebt denn der Beamte Befehl, daß ein Mann Wache hält und stündlich abgelöst wird. Die andern und der Respizient selbst lagern sich im Gras am Zaun. Bald sind sie eingeschlafen, die Trisanna rauscht ihnen das Schlummerlied.

Das Gewehr im Arm steht der Posten in einsamer Nacht, erfüllt von den Gedanken, wieder einmal nutzlos die Nachtruhe zu opfern. So oft die Uhr vom alten Kirchthurm die Stunde schlägt, muß ein anderer auf; auch der Respicient selbst kommt an die Reihe und wacht seine Stunde, ohne das Geringste wahrnehmen zu können. Wenn nur die Visitations-Erlaubniß bei Tagesanbruch da ist! Das Herumstehen um das Haus gehört nicht zu den Annehmlichkeiten, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß bis zum Vormittag die ganze Bevölkerung von Oberpaznaun sich hier einfindet, um ihre Glossen über die aufmerksame Bewachung des Seppele zu machen. Das kann eine peinliche Lage werden! Und wenn der Finanzer ohne Erlaubniß von Landeck zurückkommt? Dann ist der Respizient ganz schauerlich blamirt, und Hohn und Spott ist ihm sicher. Aber er hat doch seine Pflicht gethan, die Folgen hat die Direktion zu tragen; denn für den Beamten steht es felsenfest, daß die Schmuggelwaare im Hause des Seppele liegt. Und so starrt der Respizient weiter in die finstere Nacht . . . .

* * *

Lustig krähen die Hähne und verkünden den anbrechenden Tag. Die Finanzer reiben sich den Schlaf aus den Augen und sehen fragend auf ihren Chef, was wohl nun geschehen werde. Die Nachtwache war offenbar ganz und gar vergeblich, aus dem Hause ist nichts geschafft worden, man hätte ja jeden Versuch sofort wahrnehmen müssen. Der Respizient fühlt, was sich seine Leute denken, und gleichsam zur Ermunterung bemerkt er den Gehilfen, sie sollen sich die geopferte Nacht nicht reuen lassen, die Visitation werde reichliche Beute ergeben, und jeder werde gut entschädigt werden durch den Antheil an den geschwärzten Waaren.

Noch hat der Beamte nicht ausgesprochen, da öffnet Seppele die Thüre und wünscht vergnügt den Herren einen guten Morgen, zugleich fragend, ob den Herren nach der kalten Nachtwache nicht ein warmer Kaffee angenehm wäre. Es wäre freilich ein Kaffee aus der Schweiz; „aber wärmen wird er deswegen doch. Hihihi!"

Trotz dem Spott wäre den Leuten der warme Morgentrunk ganz erwünscht. Allein der Respizient verbietet sich jede weitere Bemerkung; die Abrechnung werde schon noch erfolgen, hoffentlich in den nächsten Stunden.

„Ischt mir o röcht!" sagt Seppele, welcher das Lachen nur mühsam verbeißt. „Aber bis die Visitations-Erlaubniß kommt, darf ich wohl dem Herrn Reschpizinenten einen Sitz antragen; das lange Stehen ischt so viel ungesund!" Zum Hohn stellt Seppele einen Stuhl vor das Haus, um dann sofort wieder im Hause zu verschwinden.

„Warte nur, Lump!" flüstert ingrimmig der Beamte, „die Abrechnung kommt schon noch! Und dann freue Dich; in Ketten soll er hinaus transportirt werden, der Schuft!"

Stunde um Stunde verrinnt; die Dorfjugend hat sich bereits vor dem Gehöft eingefunden und zeigt den Finanzern in angemessener Entfernung „lange Nasen." Wohl jucken dem Personal ob solchen offenkundigen und wohl von den Eltern diesen Rangen angelernten Hohnes die Fäuste, aber der Respizient befiehlt Ruhe; mit Kindern habe die Finanzwache nichts zu thun. Zu den Kindern kommen aber nun auch die Dörfler, Männer und Weiber, Knechte und Dirnen, die im dichten Reigen um das Gehöft stehen in Erwartung kommender Dinge. Wie sie deuten und höhnisch lachen! Alles macht sich lustig über die Finanzer, die in's Haus möchten und nicht dürfen, welche auf geschmuggelte Waaren lauern und sie nicht heraus holen können. Wie es der Beamte vorausgesehen hat, so kommt es: auf der Straße wimmeln die Leute von Ischgl, die offenbar auch von der Aktion verständigt sind, in hellen Schaaren heran; bei einem Kreuzgang sind nicht so viel Leute beisammen, als sie jetzt heranbrängen, um Zeuge eines großartigen Ereignisses zu werden. Dem Beamten pocht das Herz, und die Galle tritt ihm in's Blut.

Wenn jetzt die Erlaubniß von Innsbruck ausbleibt, ist Amt und Ehre verloren! Er kann sich in dieser Gegend nicht mehr halten, und wenn die Finanz-Direktion Kenntniß von dem allgemeine Aufregung hervorrufenden Vorgehen des Respizienten erhält, wird es eine fürchterliche Rüge, wenn nicht Dienstentlassung absetzen. Und wer ist an all' dem schuld? Doch nur der verruchte Seppele! Aber der Erfolg der Aktion kann ja gar nicht ausbleiben, und hat man erst das Schleichgut, dann ist ja die Finanzwache Siegerin, dann kann der Respizient lachen auf Kosten der Paznauner.

Die Finanzer stehen wie die Mauern, selber neugierig, was noch alles sich ereignen werde. Die Verantwortung haben ja nicht sie, sondern der Vorgesetzte zu tragen, der, wie es scheint, eine böse Suppe sich eingebrockt hat.

Auf der Straße von Ischgl her rollt ein Wagen. „Gott sei Dank!" ruft leise der Respizient. Der abgesendete Finanzer springt vom Gefährt, eilt rasch dem Gehöft zu, drängt die Menge auseinander, die ihm spöttisch zuruft: „Noch einer!" und überreicht dem aufathmenden Beamten den sehnsüchtig erwarteten Drahtbericht.

Ein Blick auf das Papier, und schon ertönt das Kommando: „Alle Mann fertig, mir nach zur Visitation! Ein Mann hält Wache am Hausthor und hält die Menge zurück. Vorwärts!"

Die Grenzer treten in's Haus, in dessen Flur das Gesinde Spalier bildet. Mit vor Aufregung bebender Stimme fordert der Beamte unter dem Vorweis des Visitations-Erlaubnißscheines die Schlüssel zu Keller und Dachboden. Seppele erwidert vergnüglich

lächelnd, die Schlüssel seien nicht nöthig, alles wäre bereits zur Visitation offen, dem Herrn Reschpizinenten stände das ganze Haus zur Verfügung.

„Vorwärts, durchsucht alles bis in den letzten Winkel!“ befiehlt der Beamte und steigt sofort in den Keller hinab, um die Durchsuchung gründlichst vorzunehmen.

Was ist geschehen? Da liegen Kaffeesäcke, stark nach dem früheren Inhalt riechend, aber leer, nicht eine Bohne ist zu finden! Leer die Fässer dort in der Ecke! Wohin der Beamte mit der Laterne auch leuchtet: nichts von dem Schleichgut, alles leere Säcke, die nach Kaffee riechen. Der Athem stockt dem Beamten — welch' neuem Streich ist er zum Opfer gefallen?

„Weiter suchen!“ Kästen werden durchstöbert, die Betten untersucht, Strohsäcke entleert, bald ist das ganze Haus in grauenvoller Unordnung, aber nichts ist zu finden, keine Spur von Kaffee. Aber der Tabak aus der Schweiz? Der wird wohl im Dachboden untergebracht sein! Wie Katzen klettern die Finanzer die knarrende Leiter empor zum Dachraum. Der Respizient kann einen Schrei der Wuth nicht unterdrücken: es riecht nach Tabak, aber die Rupfen, in denen er herübergebracht worden ist, enthalten auch kein Blättchen mehr — leer der ganze Dachraum, leer die alten Kisten, verschwunden die Waaren, die dagewesen sein müssen, da der Duft noch wahrzunehmen ist.

Geprellt, fürchterlich geprellt ist die Finanzwache und ihr Chef! Vergeblich war das ganze Unternehmen, umsonst wurde die Erlaubniß zur Hausdurchsuchung von der Landesdirektion erwirkt.

Wie die Knechte und Dirnen lachen, wie sie spotten! Der Bauer nicht zum wenigsten, der immer wieder fragt, ob der „Herr Reschpizinent“ noch immer nichts gefunden habe. Wenn man diesen obersten Gauner aller Gauner niederschlagen dürfte wie einen räudigen Hund, welche Wonne!

Sie müssen abziehen ohne Erfolg, ausgelacht, verhöhnt und verspottet. Noch unter der Hausthüre bittet Seppele um Ueberlassung des Visitationserlaubnißscheines.

„Etsch, etsch, etsch!“ spotten die Kinder, und die Knechte rufen: „Ummear (eigennützig) muß ma' sein, wie a Hund, dann lebt ma' wie a Herr!“ Es tuscheln die geschwätzigen Weiber im reinsten Paznaunerisch: „Wenn's nitta will, so taget's nitta!“

„Sie habet nuit derwischet!“ schreit jubelnd die Menschenmenge, welche mit Kolbenstößen auseinander getrieben werden muß, damit die vor Wuth über solchen Hohn bleich gewordenen Finanzer durch können.

So muß einem Feldherrn zu Muthe sein, der eine große Schlacht verloren hat. Aber dieser weiß doch, wie er sie verlor, der Respizient aber steht vor einem Räthsel, das er bei allem Grübeln nicht zu lösen vermag. Wie war es möglich, die großen Säcke mit Kaffee und Tabak aus dem Hause zu schaffen? Haben vielleicht die vielen Besucher am Abend die Schmugglerwaare aus dem Hause getragen? Sie hatten doch keinerlei Körbe oder Säcke! Sie kamen und gingen mit leeren Händen, sie können nicht mitgeholfen haben; man hätte etwas doch sehen müssen!

Wie der neue Schmuggel vor sich ging, weiß jedes Galtürer Kind, nur die Finanzwache nicht. Hätte sich auch nur ein Mann der Wache an der Rückseite des Hauses gegen die Trisanna zu postirt, so hätte er bei einiger Aufmerksamkeit wahrnehmen müssen, wie vom Dachfenster aus kleine, fest zugebundene Säckchen im kräftigen Bogen hinaus auf die Wiese geschleudert wurden, emsig, unermüdlich die ganze Nacht hindurch. Die leeren Säckchen aber waren von den vielen Besuchern zu diesem Behuf in's Haus getragen worden. Und was in Hosen- und Kleidertaschen an Kaffeebohnen untergebracht werden konnte, wurde noch am Abend vor den Augen der Finanzer fortgetragen und bei einem der Schwärzer wieder redlich abgeliefert. Die hinausgeworfenen gefüllten Säckchen wurden von Kindern und sonstigen hilfsbereiten Leuten sofort aufgehoben und schleunigst weitergeschafft. Das stetige Tosen und Rauschen der Trisanna verschlang jedes Geräusch beim Auffallen der Säckchen, so daß es das schärfste Ohr der Finanzer nicht hätte hören können. Und so fleißig wurde an der Bergung der schwer bedrohten Schmuggelwaare gearbeitet, daß schon vor Tagesanbruch das letzte Säckchen Kaffee und Tabak aus dem Hause war.

Mit völliger Gemüthsruhe konnte daher Seppele die Finanzer zur Durchsuchung seines Hauses einlassen.

Dem Fiskus war wieder einmal ein gehöriges Schnippchen geschlagen worden, worüber Seppele wie ein Schneekönig sich freut. Der geprellte Respizient aber möchte sich vor Aerger und Wuth seine Haare einzeln ausrupfen.

* * *

Im Eifer, die richtig im Hause des Seppele liegende Schmuggelwaare zu bewachen und zu ergattern, hatte wohl der Respizient den von Wespen schrecklich zugerichteten Finanz-Wachmann Fuchs vergessen, nicht aber Zischkerl' die zunächst Vaters Auftrag, den Wirth in's Haus zu schicken, ausführte, dann aber trotz der einbrechenden Nacht den mehrstündigen Marsch zur Schnapfentheja antrat, um die Sennerin in der Pflege des armen Menschen zu unterstützen. Gern überließ die Sennerin der Zischkerl die Nachtwache am Bett des vor Schmerz wimmernden Finanzers, der ruhiger wurde, wenn Zischkerl ihre Hand dem Kranken auf die heiße Stirne legte, bis er einschlief. Das Mädchen holte noch einen Kübel frisch aus dem Rasen gegrabener Erde, wickelte sie in dünnes Linnen und legte das Kühlungsmittel dem armen Burschen auf die entsetzlich geschwollenen Backen und den Hals.

Der Kienspan ist zu Ende gebrannt; nun der Kranke schläft, kann auch Zischkerl sich etwas Ruhe gönnen. Ein seltsames Gefühl scheicht dem tapferen Mädchen in's Herz. Was hat sie heraufgetrieben auf die einsame Alm in Nacht und Wind? Die Sorge um den hilflos liegenden Kranken und Mitleid war's! Der arme, von Allen verlassene Bursch dauert sie und was in ihren Kräften liegt, will sie aufbieten, dem jungen Menschen das Leiden abzukürzen. Mein Gott, was hat so ein Grenzer für ein Leben! Karg besoldet, stets in Gefahr, das Leben zu verlieren, einen anstrengenden Dienst, der vorzeitig die Lebenskräfte aufreibt, und keine Stunde sicher, eine Schwärzerkugel in den Leib zu kriegen. Ja die Schmuggler!

Aber, denkt Zischkerl, die sich auf der Bank im Stübchen der Alpe niedergelegt hat, ist denn nicht auch 's Vaterl ein Schwärzer, ein Feind der Finanzer, der ihnen alles Schlechte wünscht und anthut, wo er nur kann, wenn sie seinen Waarentransport gefährden? Was wird Vaterl sagen, daß seine Tochter einen Finanzer, der ihm aufgelauert hat, jetzt auf dem Krankenbette pflegt — fortgelaufen vom Elternhause in der Nacht, um einem Finanzer Linderung in seinem Leiden zu verschaffen! Das kann ein schönes Donnerwetter absetzen! Aber das macht nuit: wozu das Herz drängt, kann decht nuit schleachts sein. Das Herz? Ja, spricht denn das Herz mit? Sie kennt den jungen Mann ja erst wenige Tage, und dennoch ist sie heraufgekommen, ihn zu pflegen und seine Schmerzen zu lindern! Und wer hat denn den Auftrag gegeben, einen Mann mit dem Wespensack den Schmugglern voraus zu schicken? Doch wohl der Führer, und der Anführer ist — 's Vaterl. Das war nicht schön vom Vaterl!

Ein Stöhnen des Kranken schreckt Zischkerl aus dem Sinnen auf. Rasch entzündet das Mädel einen Kienspan und geht an das Bett.

„Wasser“, bittet Fuchs. Flugs ist Zischkerl draußen am Almbrünndel und bringt die Labung. Fuchs saugt sie gierig ein. „Vergelt's Gott tausendmal, Zischkerl!“

„G'seg'n 's Gott! Ischt gern g'scheh'n. Wie geaht's alli?“ Und dabei leuchtet Zischkerl dem Finanzer etwas in's Gesicht. „Gottlob, es wird bi Gott besser, das G'schwulst läßt schon eppas nach!“

„Ich g'spür's auch, es laßt nach, auch mit der Hitz'. Ich werd' wohl morgen vielleicht schon hinab nach Galtür können; freilich Dienst machen, das wird so schnell nicht möglich sein!“

„Sell thät i auch nitta so g'schwind!“ meint 's Zischkerl.

„Recht lang werd' ich wohl nicht feiern dürfen, wir sind ja zu wenig Personal und die Pascher sind allweil fleißig um d' Weg'.“

„Der Reschpizinent ischt wohl ein gar strenger Mann, nitta?“

„Der Dienst ist halt streng, er kann auch nicht wohl anders sein. Draußen wären wohl leichtere Posten, weniger beschwerlich.“

„Warum geaht denn der Herr Finanzer dann nicht 'naus, wo's leichter ist als bei ins herin in die Berg'?“

„Bitt' schön Zischkerl, sag' Sie nicht allweil „Herr Finanzer“ zu mir.“

„Wie soll i denn dann sag'n?“

„Ich heiß' Fuchs und mit dem Vornamen Blasi.“

(Fortsetzung folgt.)

Sepp.

Skizze von Herrmann Zimmermann.

(Nachdruck verboten.)

Jeden Morgen halb 5 Uhr brach die Arbeiterkolonne in dem österreichischen Grenzstädtchen auf, um rechtzeitig vor den Thoren der über eine Stunde entfernt gelegenen Fabrik, die sich schon innerhalb der Grenzpfähle Sachsens befand, einzutreffen. Männer, Frauen, Mädchen, Kinder, zogen in dichten Schaaren die Landstraße entlang. Das Stapfen der Holzschuhe war in der Morgenstille weithin vernehmbar, ein Dunst von Fett und Maschinenöl schwebte vor und über dem Menschenknäuel. Jeder Arbeiter trug in ein Tuch gewickelt sein Brot, in einer Blechkanne sogenannten „Kaffee", denn vor Fabrikschluß — 6 Uhr Abend — sah keiner seine Wohnung wieder.

In einem Halbkreis um den südlichen Theil der Stadt lagen die Fabriken: mechanische Webereien, in denen ein Webstuhl an einem Tage soviel produzirte, wie eine Weberfamilie auf zwei Handstühlen in einem Monat zusammenstümpern kann. Aus den zum Himmel ragenden Schloten wälzten sich dicke, schwarze Rauchwolken und lagerten einen dichten Schleier vor die Thürme der Kirchen und des Rathhauses. Die aufsteigenden Strahlen der Sonne drückten den übelriechenden Qualm hinab zur Erde, der Ruß wirbelte gleich schwarzen Schneeflocken in die vorwärts hastende Arbeiterschaar.

Die Fabrikuhr zeigte fünf Minuten vor 6 Uhr, als sich die Menge in die Höfe ergoß. Der Pförtner stand, aus einer kurzen Pfeife rauchend, vor seinem Häuschen und nahm die Parade ab über die Ankommenden, von denen jeder Einzelne in das Häuschen treten mußte, um an einem langen schwarzen Brett eine Blechmarke mit Nummer anzuhängen. Soviel Marken — soviel Arbeiter. Blieb eine der Ziffern frei, so genügte ein Blick in die Liste, um festzustellen, welchem der Arbeiter 50 Pfennige Strafgeld für Zuspätkommen in Abzug zu bringen sei.

Da hob die Uhr zum Schlage aus, sechs helle, schrille Töne durchzitterten die Luft, die Dampfpfeife gellte dazwischen, der Pförtner bewegte die Kurbel und krachend schlossen die Eisenthüren ihre Flügel.

In demselben Augenblick polterten auf der Straße die unregelmäßigen Tritte schwerer Holzpantoffeln näher. Ein schmächtiger bleicher Bursch kam an in heftigem Lauf, er strengte sich an, vorwärts zu kommen, aber sein rechtes Bein versagte ihm den Dienst. Helle Schweißtropfen perlten über sein Gesicht, als er das geschlossene Thor erreicht hatte. Er machte eine Geberde des Entsetzens, als er das Zifferblatt der Uhr erblicken konnte: um zwei Minuten hatte er sich verspätet! Zögernd drückte er auf den Klingelknopf. Der Pförtner kam nach einer Weile herangeschlürft und lachte höhnisch auf, als er den um Einlaß Flehenden sah.

„Natürlich, — wieder der Sepp! Ich konnte mir's schon denken. Herein Du Lump."

Kreischend drehte sich der Schlüssel im Schloß, die Thür flog auf, Sepp humpelte in den Hof und suchte eiligst das Quergebäude zu erreichen.

Der Pförtner hatte ihn bald eingeholt, er stellte sich vor die Thür und rief dem Davoneilenden mit lauter Stimme nach: „'s war's dritte Mal die Woche. Ich schreib Dir 15 Groschen auf, — wegen mir kannst Du die nächste Woche verhungern. Ein solcher Faulenzer, — wenn der Krüppel nicht laufen kann, soll er doch früher aufstehen, der Fallot böhmische . . ."

Polternd und schimpfend trat er in die Stube. Frau und Tochter saßen am Kaffeetisch. „Wer war's denn wieder?" fragte Marie, ein frisches Mädchen von etwa sechzehn Jahren.

„Frag' nicht so dumm", — brummte unwirsch der Vater, „wer soll's gewesen sein? Der lahme Sepp. Dieser Kerl stört mich jeden Morgen."

„Aber Vater, er kann doch nicht so schnell laufen. Sein lahmes Bein. . . . Wie ist's denn passirt, daß ihm das Bein gebrochen wurde?"

„Ach, die dumme Geschichte, ich denke schon gar nicht mehr daran. Der Sepp war noch Spuljunge. Da bringt mal Morgens unser Herr die gnädige Frau mit in den Websaal. Der macht das Surren und Sausen der Maschinen Vergnügen. Sie tritt näher heran, ein Treibriemen streift den Aermel ihrer Blouse, einen Fuß breit noch, dann faßt er das Kleid, er reißt die Gnädigste empor. . . . Sepp sieht das gräßliche Unglück kommen, blitzschnell reißt er das Schutzgitter nieder, ein kräftiger Ruck läßt den Treibriemen schlaff herniedersinken. . . . Da ertönt ein entsetzlicher Schrei: Sepp hat nicht schnell genug den Rückweg finden können, das Rad schlägt mit furchtbarer Gewalt zurück, es stampft dröhnend auf das rechte Bein des Jungen, ein Mal, zwei Mal, drei Mal — dann erst gelingt es, den Körper hervorzuziehen. Die Gnädige fällt in Ohnmacht, ein tolles Durcheinander entsteht . . . . 's ist etwa sechs Jahr her, die Gnädige hat seit der Zeit nie mehr die Räume der Fabrik betreten".

„Und Sepp?"

„Na, der — die Kurkosten haben sie für ihn gezahlt, der Arzt hat ihm nichts gekostet. Du siehst ja, er ist wieder kurirt. Außerdem kann er immer bei uns arbeiten, gekündigt wird er nicht. Er hinkt noch etwas, aber daran gewöhnt man sich auch."

„Muß er denn immer das Strafgeld bezahlen, wenn er mal zu spät kommt?"

„Warum denn nicht? Ordnung muß sein. Paßt's dem Lump nicht, kann er ja nach 'ner anderen Fabrik gehen . . ." Damit vertiefte sich der Pförtner in die Lektüre der soeben angekommenen Morgenzeitung.

— — Am Abend mit dem Glockenschlag sechs ertönte wieder die Dampfpfeife, das Gestampfe der Räder verlangsamte sich, zischend entströmte der Dampf den geöffneten Ventilen, in den Sälen wurden die Fenster mit den undurchsichtigen Scheiben aufgerissen und die Arbeiter rüsteten sich zum Heimmarsch. Das Gepolter der Holzpantoffeln erdröhnte in den Höfen und pflanzte sich auf die staubige Landstraße fort. Und wiederum schwebte jener undefinirbare Geruch von Fett und Maschinenöl, mit denen die Kleider der Arbeiter durchtränkt sind, vor und über dem Menschenknäuel.

Als letzter humpelte Sepp die steile, schlüpfrige Treppe hinunter. Eben wollte er auf den Hof hinaustreten, als er sich plötzlich am Arm ergriffen fühlte. Er wollte zurückweichen, da sah er Marie, die Tochter des Pförtners, neben sich stehen.

„Hören Sie, Sepp, nehmen Sie mir das nicht übel, aber, wissen Sie, seit ich weiß, daß Sie. . . ."

Das Mädchen hielt zaudernd inne. Sepp wagte kaum die Augen hoch zu schlagen: „Sie", — mit „Sie" hatte ihn während seines Lebens noch kein Mensch angeredet.

„Ich habe das heut gehört, Sie sind schon drei Mal zu spät gekommen. Mein Vater hats gemeldet, im Comptoir haben sie 15 Groschen aufgeschrieben. Aber, wissen Sie, Sepp, Sie können doch nichts dafür und da glaubte ich denn, — da meinte ich denn —, Unrecht thun sie Ihnen, das will ich gut machen. . . ."

Marie war bei den letzten Worten dicht an Sepp herangetreten, ein warmer Hauch berührte seine Wangen, ein eigenthümlicher Duft, der ihm den Athem raubte, drang zu ihm empor. Er vermochte nicht ein Wort der Erwiederung zu stammeln, willenlos ließ er Alles über sich ergehen. Seine Hand wurde ihm geöffnet, wieder geschlossen, er fühlte, daß Geldstücke mit sanfter Gewalt hineingedrückt worden waren.

„Leb' wohl, Sepp, mein Vater trägt keine Schuld, er kann ja nicht anders . . ." und blitzschnell eilte das Mädchen über den Hof, dem Pförtnerhause zu.

Sepp taumelte über den Hof, zum Thore hinaus, die Landstraße entlang. Er sah vor sich in undeutlichen Umrissen die Gestalten seiner Mitarbeiter, er machte keinen Versuch, sie zu erreichen. Endlich öffnete er die Hand, die er noch krampfhaft geballt hielt. Er sah auf seiner harten, rissigen Handfläche drei Fünfzig-Pfennigstücke liegen, der letzte Strahl der untergehenden Sonne entlockte dem Silber einen hellblinkenden Schimmer.

* * *

Seit jenem Abend war mit Sepp eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Mit seinen Mitarbeitern war er nie mehr gemeinsam zur Arbeit gegangen, auch nicht von der Arbeit gekommen. Wenn dieselben an der Fabrik anlangten, stand Sepp schon bereit und wartete auf den Glockenschlag, — wenn dieselben den Heimmarsch antraten, hielt sich Sepp mit Absicht fern und humpelte langsam hinterdrein. Die blonde

Marie sah er hin und wieder am Fenster stehen, sie verabsäumte nie, ihn heranzurufen. Sepp hatte sich eines Morgens ein Herz genommen: er brachte einen Strauß frischer Wiesenblumen mit, den Marie lachend und scherzend entgegennahm. Das wiederholte sich oft und schließlich verging kein Tag, an welchem nicht in der Pförtnerwohnung ein Strauß abgegeben worden wäre.

Im Laufe der Zeit bildete sich ein eigenartiges vertrauliches Verhältniß heraus zwischen dem mißgestalteten armen Fabrikarbeiter und der blonden Marie. Sepp gehorchte jedem ihrer Winke, er ertrug lächelnden Mundes die Redensarten des Vaters, die Neckereien der Mitarbeiter. Er hegte eine Hoffnung — ein etwas, das er selbst sich nicht zu erklären vermochte, machte sein Herz schneller schlagen. Ein Taumel hatte ihn erfaßt, er verbrachte die Arbeitsstunden mechanisch, automatenhaft.

Freilich, — Marie und er. Dort aller Glanz, hier aller Schatten. Konnte er als der verkrüppelte Proletarier denn wirklich auch nur daran denken, seine Augen empor zu heben zu dem schönen Mädchen? Aber warum denn nicht? Solche Fälle gehörten doch nicht zu den Unmöglichkeiten, weder auf der einen, noch auf der anderen Seite. Die Frau des Fabrikherrn war früher Kellnerin gewesen, jetzt war sie die „Gnädigste" — konnte da nicht auch ein Fabrikarbeiter mal, — na, und dann war sie doch blos die Tochter des Pförtners, der im Grunde genommen auch nur Arbeiter ist.

Dazu war dieser in der letzten Zeit immer sehr freundlich zu ihm gewesen, er hatte ihn schon aufgefordert, im Gärtchen die Weinstöcke zu spalieren. Eines Morgens schüttete der Pförtner sogar die volle Schale seiner Gunst über ihn aus. Er hatte sich beim Pflücken der Feldblumen verspätet und war wieder zu spät gekommen. Der Pförtner sagte kein Wort, er ließ ihn seine Marke anhängen und lachte ihm in's Gesicht, als er eine Entschuldigung vorbringen wollte.

War es denn da wirklich unmöglich? Er wollte arbeiten wie ein Pferd, Geld verdienen würde er schon; außerdem verstand er sich auf die Technik, der alte Werkmeister konnte nicht ewig leben. Er sann, er grübelte Tag und Nacht. Die Schwierigkeiten, die sich wie Berge zwischen ihm und ihr aufthürmten, wollte er schon beseitigen, er fühlte sich fähig zu Allem, er glaubte sich jeder Gefahr gewachsen. Daß Marie ihn liebte, unterlag für ihn keinem Zweifel, sie mußte ihn ja lieben, denn all' die Aufmerksamkeiten erweist man doch keinem Menschen, der Einem fremd gegenübersteht. Er durfte jetzt schon Sonntag Nachmittag mit herankommen, seine Hilfeleistungen schienen unentbehrlich in Haus und Garten.

* * *

Eines Sonntags zu Beginn des Frühlings trat er wieder durch das Fabrikthor. Er brachte „seiner" Marie einen Strauß Schneeglöckchen, garnirt von duftenden Veilchen.

„Das ist nett von Dir, Sepp," rief ihm der Pförtner entgegen, der mit lächelndem Gesicht vor der Hausthür stand. „Geh' doch gleich 'rein zur Marie, die wird sich freuen."

Sepp klopfte an, ein fröhliches Herein tönte ihm entgegen und schon drückte ihm Marie die Hand. Einen Blick warf sie auf den Strauß:

„Ach wie reizend, Sepp, Sie sind immer so aufmerksam. Ich konnte mir's ja denken, daß Sie gerade heute.... Das freut mich doppelt und nun kommen Sie vollends herein.... Hier, Sie werden als der Erste vorgestellt, — — mein Verlobter Dr. Fritz Kerner... Na, ich gebe Ihnen die Verlobungskarte direkt. Sie sehen, wir sind sparsame Leute.... Sie wollen gratuliren? Aber ich weiß ja schon, Sie sind mein aufrichtigster Freund und nehmen an meinem Glück den größten Antheil. Ein ganzer guter Kerl sind Sie, Sepp, wir werden ewig Freunde bleiben."

Sepp war in seinem Stuhl zusammengesunken, er starrte für einige Sekunden die ihm gegenüber Sitzende an: blaß, mit wildem Funkeln der Augen, seine Hand ballte sich zur Faust, die zugleich mit dem aufgestemmten Arm den Tisch niederdrückte und in schwankende Bewegung brachte.

„Ich kann mir's denken, daß Sie freudig erregt sind, lieber Sepp, — welch' ein Glück: Fritz und ich! Aber nun „Prosit", wir sollen leben!"

Sepp umkrallte das ihm vorgesetzte Glas, er stieß an, nippte, trank. Eine Blutwelle stieg ihm in's Gehirn, das Zimmer schien in schaukelnde Bewegungen zu gerathen. Aber er hielt sich tapfer aufrecht, er pokulirte mit Vater, Mutter, Tochter und dem zukünftigen Schwiegersohn. Das Gelage dauerte bis Mitternacht, da meinte der Pförtner, daß es wohl am besten sei, wenn Sepp die Nacht im Vorzimmer bleibe, da brauchte er nicht erst den weiten Weg zurückzulegen und eine Arbeitsblouse werde sich schon finden.

Ohne Widerrede ging Sepp auf diesen Vorschlag ein, es wurde ihm ein bequemes Bett zurecht gemacht.

Als die Weckuhr den Pförtner am nächsten Morgen wach klingelte, fand er Sepp nicht mehr vor. „'s ist doch ein braver Junge, der ist stets auf dem Posten, erst das Geschäft, dann das Vergnügen."

Die Arbeiter überschwemmten die Höfe, Kolonne auf Kolonne hielt ihren Einzug, die Säle bevölkerten sich. Da entstand ein wüster Lärm im Quergebäude. Trepp auf, Trepp ab klapperten die Holzpantinen, ein Haufe Arbeiter strebte nach der Wohnung des Pförtners.

„Sie müssen mit hinauf, da an unserem Webstuhl hängt Einer."

Zögernd nur folgte der Pförtner, er wurde die steile Treppe mehr hinaufgeschoben. Die Thür zum Fabriksaal war weit geöffnet. Ein Dutzend Hände drängte ihn hinein: er wollte sich wenden, den Ausgang gewinnen, aber es war nicht möglich, die nachdrängenden Arbeiter versperrten ihm den Weg gleich einer lebendigen Mauer. Und da am Webstuhl hing eine bewegungslose Gestalt, das Gesicht verzerrt, die Augen aus den Höhlen getreten, die Arme am Leibe emporgezogen, das eine Bein gekrümmt. Das war Sepp!

Einige Minuten verstrichen unter dem lähmenden Entsetzen, das alle erfaßt hatte. Dann ertönte die kommandirende Stimme des Pförtners: „Sofort an's Telephon 'runter. Kassenarzt. Krankenwagen. Vorwärts, vorwärts, was gafft Ihr denn noch?"

Die Arbeiter stoben auseinander. Der Pförtner nahm sein Taschenmesser, einige der Weber legten mit Hand an, die Schnur barst auseinander, der Leichnam sank geräuschlos zwischen die Räder, die schon ein Mal nach ihm verlangt hatten.

Der Arzt war bald zur Stelle, der Krankenwagen auch. Beide waren vergeblich bemüht worden, — für die Leiche hatte man schon das „Todtenbett" requirirt.

* * *

Die Familie des Pförtners saß beim Frühkaffee. Marie, die Mutter, der Bräutigam — da kam der Vater hinzu.

„Aber Papachen, Du siehst ja ganz trübselig aus, was ist denn schon wieder los?"

„Los ist gar nichts. Der Fallot, der böhmische, der Sepp, hat sich droben aufgehängt..."

„Ist er todt?"

„Wenn man sich erhängt, lebt man nicht mehr lange."

„Na, ich sage Dir, Papa, diese böhmischen Kerle. Der hätte es doch nicht nothwendig gehabt. Und dann, welche Rücksichtslosigkeit, gerade am Tage nach meiner Verlobung. Dabei war er ganz nett; dem Menschen hätte ich wirklich mehr Zartgefühl zugetraut..."

Löwenjagd in Algier.

Nach dem Bericht eines französischen Offiziers.

Von Robert Bolski.

Es war vor dreißig Jahren, ich war damals noch jung, gesund und kräftig, ohne jede Lebenssorge im Kopf. Wir hatten einen argen Marsch gemacht und zwar von Constantine nach Batna, wo unsere Eskadron Chasseur d'Afrique für einige Zeit Halt machen sollte. Am Ende des Thales, das von Felsenbergen umschlossen war, blitzten aus der Dunkelheit, welche einer kurzen Dämmerung gefolgt war, einige Lichter. Wir waren angekommen.

Nachdem Pferde und Mannschaften einquartiert waren, begab ich mich nach dem letzten Hause des Ortes, das mir der

Fourier, der die Quartierzettel auszutheilen hatte, angewiesen hatte. Ich war im Galopp geritten, mein Pferd, das sonst folgsam war, machte plötzlich Halt, wieherte und bäumte sich ganz gegen seine Gewohnheit. Ich sprang aus dem Sattel, überließ das Thier meiner Ordonnanz und näherte mich dem Hause, wo mich eine Frau mit dem gutmüthigen Gesicht einer Elsässerin auf der Schwelle der Thüre erwartete und in eine große Stube führte, welche einfach und mit Kalk getüncht, aber auffallend rein gehalten war. Auf dem Tisch dampfte eine einladende Speckſuppe und nicht minder angenehm erschien mir das Feuer in dem Kamin, an dem zwei Männer saßen, welche die größten Gegensätze darstellten. Der eine ein Riese, der andere fast ein Zwerg.

„Wir haben Sie schon zum Diner erwartet, Herr Lieutenant," begann der erstere freundlich. „Sie werden es uns wohl nicht abschlagen anzunehmen, was wir Ihnen herzlich anbieten." Indem er dann auf den kleinen Mann ihm gegenüber deutete, fuhr er fort: „Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Freund Bobonnell vorzustellen, den berühmten Pantherjäger."

Sofort versetzte der andere: „Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Freund Chassaing vorzustellen, den berühmten Löwentödter."

Es war merkwürdig, oder war es vielleicht einfach dem immerwährenden Verkehr mit dem betreffenden Thiergeschlecht zu verdanken, genug jeder der beiden berühmten Jäger, Chassaing mit seinem riesigen Kopf, dem krausen Haar und Bart und wieder Bobonnell mit seinen Katzenaugen, seinem kahlen, von Narben, die er den Zähnen eines Panthers verdankte, bedeckten Schädel, sie glichen beide den Raubthieren, denen sie mit solcher Leidenschaft nachstellten.

Die mit Wein gefüllten Gläser in der Hand, war die Bekanntschaft bald gemacht und wir wurden um so rascher vertraut, als ich, ein bescheidener Hasenjäger, mit wahrer Andacht den Erzählungen dieser beiden Nimrods lauschte, welche sich gegenseitig in das beste Licht zu setzen verstanden.

Schließlich erfuhr ich, daß ein Löwe, der Alte vom Berge genannt, dessen Fußstapfen jenen eines Menschen nichts nachgaben, die benachbarte Gegend durch seine Raubzüge beunruhigte. Die Behörden hatten eine große Treibjagd angeordnet, um den Räubereien des riesigen Königs der Thiere ein Ende zu machen und zwar bei Vollmond, und daß der Präfekt meine beiden Wirthe beauftragt hatte, diese Jagd zu leiten. Mich ergriff eine lebhafte Lust, mich mit ihnen und unter ihrer Führung an der seltenen Jagd zu betheiligen und ich erklärte, mich gleichfalls am nächsten Tage mittags bei dem anberaumten Rendezvous einzufinden. Als ich mich zurückzog, um meine Stube aufzusuchen, verfehlte ich die Thüre. Kaum war ich in den dunklen Raum getreten, so berührte mein Fuß eine weiche Masse. Ein lautes Knurren ließ sich vernehmen, dem andere, an die Wüste mahnende Töne folgten. Von unsichtbaren Feinden angegriffen, vertheidigte ich mich, indem ich flache Hiebe mit meinem Säbel um mich herum austheilte. Doch schon erschien Chassaing mit seinem gutmüthigen Gesicht und rief mir unter lautem Lachen zu: „Keine Furcht, Lieutenant, es sind meine drei Babys, welche ich für viertausend Francs an den zoologischen Garten in Marseille verkauft habe."

Die drei Babys waren drei junge Löwen, welche bereits eine ziemlich respektable Größe erreicht hatten, und welche mein Wirth in ihrer zarten Kindheit aus irgend einer Felsenhöhle des Gebirges herabgeholt hatte. Diese waren es, welche mein Pferd gewittert hatte, als es plötzlich so unruhig geworden war. In einer gewissen Aufregung suchte ich mein Lager auf und schlief noch lange nicht ein, immer von den Gedanken an den „Alten vom Berge" und die morgige Jagd bewegt.

Am nächsten Tage brachen wir Schlag zwölf Uhr auf, alle drei zu Pferde, gefolgt von einem Maulthier, das alles zu unserer Verpflegung Nöthige trug. Niederstehende Wolken markiren uns die bewaldeten Höhen, welche wir ersteigen müssen, den Nordwind im Rücken. Auf halbem Wege, mitten in der Ebene, welche Batna von Lambessa, der alten Römerstadt mit ihren noch aufrechtstehenden Bogen, Säulen und Gräbern trennt, erwartet uns eine Schaar Araber, ihren Kaid an der Spitze, Reiter und Fußgänger mit langen Flinten bewaffnet, Fahnen, Flöten und Tambourins; nichts fehlt, um das Schauspiel recht dramatisch zu gestalten, sobald nur der Löwe seine Schuldigkeit thun wird.

Während wir zwischen allerhand Bäumen, Sträuchern und exotischen Blumen die ersten Staffeln des Gebirgs ersteigen, beginnt der Schnee zu fallen und uns einzuhüllen; um fünf Uhr machen wir Halt auf einer Hochebene. Es wird abgemacht, daß wir allein die Höhe erklimmen, um das ganze Terrain auszukundschaften, während der Kaid mit den seinen sich still verhalten soll, und daß der Araberstamm erst dann zu uns zu stoßen hat, wenn er durch drei Signale mit dem großen Jagdhorn, das Chassaing trägt, herbeigerufen wird, was wahrscheinlich erst am frühen Morgen der Fall sein wird.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde aufwärts gestiegen waren, machten wir Halt und stärkten uns durch ein kräftiges Mahl. Als wir dann unsere Vorräthe im Gebüsch versteckt hatten, kletterten wir, die Doppelkarabiner umgehängt, zu einem höheren Plateau empor, indem wir unser Maulthier, das den Raubthieren als Lockspeise dienen sollte, mit uns führten.

Der Aufstieg war nicht leicht in diesem kalten, scharfen Wind, durch den vom Schnee erfüllten Wald. Die Stille in der Natur hatte etwas Erhabenes an sich. Der Himmel erhellte sich langsam, in weiter Ferne zeigte sich eine Hyäne, welche die Flucht ergriff. Trotzdem Chassaing, welcher uns voranging, seine geübten Augen hin- und herschweifen ließ, war es unmöglich, einen Pfad zu entdecken, da der Schnee die Erde bedeckte. Endlich traten wir auf eine weite Waldblöße hinaus, welche vollständig kahl war, es war dies das Plateau, das alle aufwärtsführenden Schluchten beherrschte. Ringsum ragen die grünen Wipfel großer Eichen empor.

Plötzlich wendet sich Bobonnell zur Rechten, winkt uns herbei und zeigt uns bei dem Licht des aufsteigenden Mondes indem er den Finger auf die Lippen legt, die frische Fährte des „Alten vom Berge" im Schnee. Chassaing zweifelt nicht daran, daß das königliche Raubthier sich bereits auf seinem Jagdzug befindet und bald auf demselben Wege zurückkehren wird.

Wir durften nicht mehr daran denken, die Araber herbeizurufen, wir hätten uns dadurch Alles verdorben. Da der Mond jetzt weithin Helle verbreitete, hatten wir gerade Zeit unseren Stand zu wählen. Chassaing wies jedem von uns seinen Posten an, so daß wir einer vom Andern etwa hundert Meter entfernt in einem Halbkreis standen. Ich befand mich in der Mitte, vor mir das arme Maulthier, das an einen Pfahl gebunden war. Jeder postirt sich unter einem Baume, indem er sich auf der Erde ausstreckt, das Gesicht der Waldblöße zugekehrt. Chassaing hatte vorher die strenge Ordre gegeben, daß, sobald der Löwe geschossen sei, sich niemand rühren dürfe, ehe nicht eine Viertelstunde verstrichen.

Ohne mich zu regen, den Lauf meines Karabiners auf einen Ast gestützt, mit klopfendem Herzen erwartete ich das Erscheinen des Löwen, auf dem blendendweißen Teppich, der vor mir ausgebreitet war. So verging eine Stunde. Plötzlich ertönte hinter mir eine Art Donner, der sich von Hügel zu Hügel fortpflanzte. Der Löwe war hinter meinem Rücken hervorgebrochen, dann blieb einige Augenblicke Alles still und jetzt erschien das prächtige Raubthier zu meiner Rechten, indem es langsam über die beschneite Fläche auf seine Beute zuging, den Schnee mit seinem kräftigen Schwanz schlagend. Dann machte es Halt, wie um zum Sprunge auszuholen.

In dem Augenblick, wo ich den Löwen auf das Korn genommen hatte, stieg mir das Blut zu Kopfe, ich sah nichts mehr, ich war unfähig zu schießen, und merkwürdig, das edle Thier ging stolz an dem sich wie toll geberdenden Maulthier vorbei von Neuem dem Walde zu, dort, wo Chassaing stand.

Ein Schuß — dann wiederum Stille.

Nach einiger Zeit ertönten drei Hornsignale, welche ihr Echo in den Felsenklüften fanden. Wir liefen der Stelle zu, wo Chassaing stand und fanden ihn, einen riesigen Löwen todt zu seinen Füßen hingestreckt. Zu gleicher Zeit tönten aus Klüften diabolische Rufe herauf. Ein Heer weißer Gespenster auf schwarzen Pferden rast den Abhang empor und umgiebt uns jetzt im weiten Kreise. Es ist der Kaid mit seinen Beduinen. Nachdem der Löwentödter genügend beglückwünscht ist, werden Feuer angezündet, an denen man ganze Hammel bratet, beim Klang aller möglichen Instrumente.

Im Morgengrauen stiegen wir in die Ebene hinab. Vier Beduinen trugen den „Alten vom Berge" im Triumph auf einer Bahre aus Lorbeerzweigen, im Thale erwartete uns die gesammte Einwohnerschaft und begrüßte den glücklichen Jäger mit lauten Jubel.

Der Schein trügt.

Skizze aus dem amerikanischen Leben von Joseph Treumann.

(Nachdruck verboten.)

Ein Peddlar, der Uhren und Schmucksachen vertrieb, war an einem Freitag Morgen neben der Landstraße ermordet und beraubt gefunden worden. Am Tage vorher hatte man ihn noch mit zwei kleinen ledernen Koffern gesehen, die er an einem über seine Schultern hängenden Riemen trug und welche mit seinen Waaren gefüllt waren.

Der Juwelier Forster in der benachbarten Stadt Jackson, bei dem Moses Kolb — so hieß der Peddlar — zwei Tage früher eingekehrt war, versicherte, die Uhren, Schmucksachen und das baare Geld in den beiden Koffern hätten einen Werth von fünftausend Dollars gehabt.

Am Donnerstag Abend war Kolb in einem von der Landstraße nur wenig abgelegenen Wirthshause, halben Weges zwischen Jackson und dem Dorfe Middlevillage, eingekehrt; man hatte ihn dort eintreten gesehen, und zwei oder drei Personen, die während des Abends in den Barroom kamen, um ein Glas Whiskey zu trinken, hatten sich sogar mit ihm unterhalten.

Den Leichnam des Peddlars hatte am nächsten Morgen ein Farmer in einem auf seinem Grundbesitz befindlichen trüben Tümpel neben der Landstraße und nur ein paar hundert Schritte von dem Wirthshause entfernt gefunden. Sein Hirnschädel war durch mehrere Schläge zerschmettert, die, wie in der folgenden Coroners-Untersuchung festgestellt wurde, mit einem Beile nach dem Kopfe des Ermordeten geführt worden waren.

Der Verdacht, Moses Kolb umgebracht und beraubt zu haben, richtete sich sofort gegen Patrick Rowley, den Besitzer des Wirthshauses, und derselbe war verhaftet worden. Man nahm an, er habe den Peddlar im Hause ermordet und ihn dann an die Stelle geschafft, wo die Leiche gefunden worden war.

Rowleys Hausgenossen bestanden aus seiner Frau, einer Tochter und einem Sohne; die beiden weiblichen Mitglieder der Familie besorgten die Küche und das innere Hauswesen, während Patrick und sein Sohn die Arbeiten im Stall versahen und die einkehrenden Gäste bedienten.

Es schien erwiesen, daß der Peddlar in einem Zimmer von der Rückseite des Hauses und direkt über der Vorrathskammer, in welcher die Branntwein- und Bierfässer, sowie andere Gegenstände lagerten, geschlafen hatte.

Einige Wochen nach der Ermordung Kolbs fand in Jackson die öffentliche Gerichtsverhandlung gegen Patrick Rowley statt. Aus der ganzen Umgegend waren die Leute herbeigeströmt, und schon lange vor der Eröffnung der Sitzung war der für die Zuhörer abgegrenzte Theil des Saales überfüllt.

Nach dem Eintreten in die Verhandlung entstand sofort bei der Auswahl der Geschworenen ein lebhafter Kampf zwischen dem Vertheidiger des Angeklagten und dem öffentlichen Ankläger. Eine große Anzahl von geistig ungemein geweckten und als einsichtsvoll bekannten Männern wurden von der einen oder anderen Seite hartnäckig verworfen; trotzdem gelang es nach und nach eine Jury zusammenzubringen, zu der schließlich nur noch ein Mitglied fehlte.

Da wurde der Name David Thyer aufgerufen. Der Träger dieses Namens war ein junger Farmer in der Nähe von Middlevillage und anscheinend das unreifste Exemplar eines Menschen, der zum Geschworenen berufen werden konnte. Er kam ganz frisch aus einem Blockhause, war in ein grobes, selbstverfertigtes Gewand gekleidet, unbeholfen und tölpelhaft; sein Haar glich dem Werge, und sein Kopf sah aus wie ein neu gewickelter Spinnrock. Wenn etwas seine Aufmerksamkeit erregte, that sich sein Mund weit offen.

Zwischen dem Anwalt, dem Ankläger und dem Richter entstand ein lebhaftes Wortgefecht über die geistige Befähigung des jungen Mannes, aber der Anwalt des Angeklagten, der den Geisteszustand Thyers seinem Klienten für günstig hielt, bestand darauf, daß er zum Geschworenen genommen werden müsse. Schließlich leistete David als solcher seinen Schwur.

Die Verhandlungen begannen nunmehr mit der Vernehmung des Angeschuldigten.

Sein Gast habe sich, so erklärte Patrick Rowley, gegen zehn Uhr in sein Schlafzimmer begeben, vorher aber gesagt, er verlange kein Frühstück, da er des Morgens so früh fortgehen wolle, daß er Jackson noch zu einer Zeit erreichen könne, wo der erste nach St. Paul gehende Zug durchkomme. Vor Tagesanbruch sei der Peddlar auch aufgestanden, und er selbst habe sich nach dem Schenkzimmer begeben, um dem sich Entfernenden noch ein Glas Brandy zu verabreichen und die Thür hinter ihm zu verschließen. Als er darauf in sein Schlafzimmer zurückgekommen, durch dessen Fenster man die Landstraße überblicken könne, habe er zufällig gesehen, daß sich dem Peddlar ein Mann angeschlossen, den zu erkennen ihm jedoch unmöglich gewesen sei. Dieser Umstand wäre ihm so auffällig erschienen, daß er seine Frau geweckt und ans Fenster gerufen habe; sie sei auch herangekommen und habe dasselbe gesehen.

Das wichtigste Zeugniß wurde dasjenige eines jungen Mannes, Namens Edward Hadley. Derselbe war, seiner Angabe gemäß, am Abende jenes Donnerstags zum Kegelschieben in einer benachbarten Ortschaft gewesen und erst nach Mitternacht nach Hause zurückgegangen; um seinen Weg abzukürzen, hätte er die Richtung über Rowleys Wiese eingeschlagen und wäre dadurch an derjenigen Seite des Wirthshauses vorüber gekommen, an welcher sich das Schlafzimmer des Peddlars befand. Er hätte Licht in dem Zimmer gesehen, und da er sich darüber gewundert habe, daß zu dieser Stunde noch Jemand wach wäre, sei er stehen geblieben und habe durch das Fenster in das Gemach geblickt. In diesem Augenblick sei ein Mann in Hemdärmeln, der in der Nähe des Fensters geweilt haben mußte, in schräger Richtung von demselben fortgegangen; derselbe habe eine Thür geöffnet und durch dieselbe das Zimmer verlassen. Da jener Mann die kleine Lampe, welche das Licht ausgestrahlt, mit sich fortgenommen und die Thür hinter sich zugezogen habe, sei es nunmehr in dem Gemache dunkel geworden. Er hätte noch einige Minuten gewartet, um den etwa Zurückkehrenden genauer betrachten zu können, aber da es spät und er müde gewesen sei, hätte er seine Absicht aufgegeben und seinen Weg nach Hause fortgesetzt.

Der Zeuge konnte nicht sagen, ob der Mann, den er gesehen, Patrick Rowley oder ein Anderer gewesen war. „Ich habe sein Gesicht nicht gesehen“, antwortete er auf eine Frage des Vertheidigers; „er ging von dem Fenster fort, als ich ihn erblickte, und als er die Thür öffnete, schwang sich dieselbe direkt zwischen die Lampe und mich, so daß er mir aus dem Gesichte entschwand.“

Die Mitglieder der Rowley'schen Familie wußten auch diesen Vorgang zu erklären; sie sagten, der Peddlar wäre in der Nacht zwei oder drei Mal ausgetreten, und sie seien überzeugt, daß er die Lampe die ganze Nacht hindurch habe brennen lassen.

Das Wirthshaus war schon früher durch die Polizei von oben bis unten genau untersucht worden; dieselbe hatte sogar den Fußboden des Stalles aufheben lassen, Holzhaufen waren umgesetzt und die umliegenden Aecker durchgeforscht worden, ohne daß man irgendwo eine Blutspur entdeckt oder irgend einen Artikel der Waaren des ermordeten Mannes gefunden hätte.

Der vorsitzende Richter hielt aber trotzdem die Besichtigung des Platzes durch die Jury für nöthig, und die Geschworenen fuhren in Begleitung des Gerichtshofes und Sheriffs nach Rowley's Besitzung, die etwa zwei englische Meilen entfernt war. Man ging dort durch alle Zimmer, besichtigte ganz genau das Gemach, in welchem Moses Kolb zuletzt geschlafen hatte, und kehrte darauf in den Gerichtssaal zurück.

Nunmehr begründete der Distriktsanwalt die Anklage in einer längeren Rede, und der Vertheidiger trat für die Schuldlosigkeit seines Klienten ein.

Die Geschworenen zogen sich darauf in das Berathungszimmer zurück, nachdem der Richter in seiner Ansprache an die Jury gewissermaßen eingestanden hatte, daß keine Beweise gegen den Angeklagten vorlägen, und er dieselbe ermahnt hatte, in einem Falle wie diesem, wo es sich um Leben und Tod handle, jedes Vorurtheil zu verbannen und den Wahrspruch lediglich nach den vorliegenden Thatsachen abzugeben.

Kaum hatte sich die Thür hinter der Jury geschlossen, als die Mitglieder derselben auch schon die Schuld oder Unschuld Patrick Rowley's zu besprechen begannen. Sie alle wußten, daß der Angeklagte ein Schurke war, und fühlten sich überzeugt, er habe Moses Kolb ermordet; während der Verhandlungen hatten sie sein Gesicht sehr genau beobachtet und mehrmals Zeichen für seine Schuld darin erblickt, aber es war kein Beweis erbracht worden, ihn des Verbrechens zu überführen.

Alle sprachen sich in dieser Weise aus, mit Ausschluß David Thyer's. Dieser einfältig aussehende Mann schien in der ganzen Sache sehr wenig zu fühlen, denn während die Anderen ihre Meinungen austauschten, saß er schweigsam da, kaute Tabak und spie ungenirt auf den Fußboden.

Endlich schlug der Obmann vor, man möge abstimmen, was der Reihe nach durch Namensaufruf geschehen sollte; er selbst stimmte zuerst „Nichtschuldig“ und so thaten die Anderen bis auf David Thyer, der, statt zu sprechen, nur seinen Kopf kratzte.

Auf die wiederholte Mahnung, sein Urtheil abzugeben, sagte er schließlich: „Sehen Sie, Herr, ehe ich mein Votum ausspreche, möchte ich über einen Punkt Auskunft haben. Ich hätte dies zwar schon im anderen Zimmer thun können, aber da der Distriktsanwalt und der Vertheidiger sofort nach unserer Rückkehr aus dem Wirthshause zu reden begannen und uns der Richter darauf hierher sandte, ich auch außerdem wußte, daß Rowley erst freigelassen werden könnte, nachdem wir ihn für unschuldig an dem Verbrechen erklärt haben würden, so unterließ ich es vorhin. Was ich mir nun nicht erklären kann, ist dies: Eddi Hadley erzählte vorhin, er habe an jenem Abend irgendwo in der Nachbarschaft Kegel geschoben. Bei seiner Rückkehr von Sandham's Mill nach seinem Heim mußte er an Rowley's Wirthshause vorbei kommen; er konnte, wollte er nicht einen großen Umweg machen, keine andere Richtung einschlagen. Ist es nicht so?“

Die anderen Geschworenen gaben ihm darin Recht.

„Nun gut“, fuhr Thyer ruhig fort, „ich möchte nun gern wissen, wie Eddie Hadley durch ein Fenster des Zimmers, in dem der Peddlar schlief, eine Thür sich nach innen öffnen sehen konnte. In jenem Gemache befindet sich nur eine einzige Thür, und zwar seitwärts ganz in der Nähe des Fensters, und dieselbe öffnet sich nach außen; Eddie sah jedoch ganz deutlich, daß im Hintergrunde des Zimmers, eine Thür nach innen geöffnet ward. Wo ist nun diese Thür? Dies ist es, was ich wissen muß, ehe auch ich erklären kann, Rowley sei nicht schuldig an dem Morde; ich muß jenes Zimmer vorher noch einmal in Augenschein nehmen!“

Diese Worte, so schleppend und unbeholfen dieselben auch aus Thyer's Munde gekommen, waren nur zu sehr geeignet, die übrigen Geschworenen zu überraschen und in eine nicht geringe Verlegenheit zu versetzen, denn sie betrafen einen Umstand, der ihnen gänzlich entgangen war und den auch der Richter völlig übersehen haben mußte.

Der Obmann berief durch ein Glockenzeichen den Sheriff in's Zimmer und ließ durch denselben dem Richter melden, daß die Jury noch einer Auskunft bedürfe und aus diesem Grunde in den Saal zurückzukehren verlange.

Diesem Wunsche wurde sofort Rechnung getragen, und fünf Minuten später wurde der Gerichtshof mit David Thyer's Zweifeln und seinem Begehren nach Aufklärung bekannt gemacht.

Patrick Rowley's Antlitz nahm in diesem Momente die Farbe des Todes an, während dessen Frau und Sohn in die Höhe sprangen und den Saal zu verlassen suchten, was die Beamten jedoch verhinderten. Dieses auffällige Benehmen der Verwandten des Angeklagten gab allen Anwesenden zu denken und ward die Veranlassung, daß der Richter sofort die nochmalige Besichtigung des Wirthshauses anordnete, zu der diesmal auch Edward Hadley hinzu gezogen wurde, damit er die Stelle zeige, an welcher er die gewisse Thür gesehen.

Vor dem Wirthshause angelangt, mußte der junge Mann das Fenster bezeichnen, vor welchem er in jener Nacht gestanden, und er mußte sich auf denselben Punkt stellen, den er damals eingenommen hatte. Zu seiner Begleitung blieb ein Gerichtsdiener zurück, während sich alle Uebrigen in das Zimmer begaben, welches der Peddlar inne gehabt.

Das Fenster wurde nunmehr geöffnet, und Hadley sollte die Stelle angeben, an der er den Mann in Hemdsärmeln mit der brennenden Lampe durch eine Thür hatte verschwinden sehen. Aber er starrte ganz verwirrt in das Zimmer und sprach endlich: „die Sache ist mir vollständig unbegreiflich; da, wo ich glaubte, die Thür öffnen zu sehen, befindet sich der Kamin.“

Auch den im Hause befindlichen Juristen und Geschworenen schien dies ganz unverständlich zu sein; nur David Thyer's Augen leuchteten auf, und,

seinem sonstigen Phlegma ganz entgegengesetzt, lief er, ehe der Sheriff, dessen Aufsicht die Geschworenen für die Dauer ihrer Thätigkeit unterstellt waren, ihn daran zu verhindern vermochte, aus dem Gemache. Schon nach wenigen Minuten kehrte er jedoch mit einem Beile zurück und führte mit demselben einen wuchtigen Schlag gegen das Mauerwerk des Kamins.

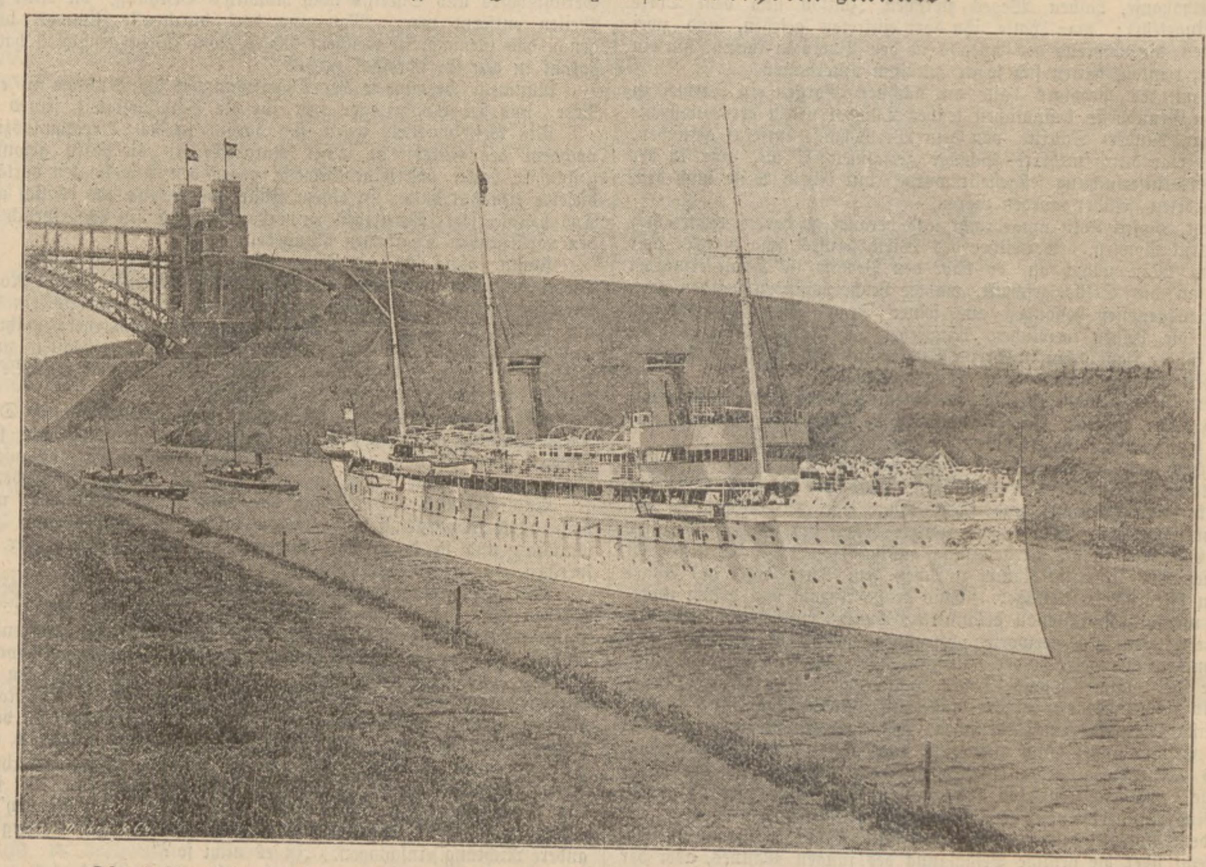
Ein heller Ton ließ sich hören, und bald entdeckte man, daß der Kamin nur angebracht war, um eine eichene Thür zu verbergen, die sich vom Fußboden bis zur Decke in ihren Angeln bewegte. Hinter derselben befand sich eine schmale Treppe, die in ein Gewölbe hinab führte, das außerhalb des Hauses, aber an die Kellerwand stoßend, unter der Oberfläche der Erde kunstgerecht ausgemauert war. In diesem Raume wurden nicht nur die beiden Koffer des Peddlars mit allen Uhren, Schmucksachen und baarem Gelde, sondern auch die blutigen Betten gefunden, in denen Moses Kolb ermordet worden war; selbst das Beil, mit welchem das Verbrechen ausgeführt worden, kam zum Vorschein.

Jetzt kehrten Alle, unter Mitnahme der gefundenen Gegenstände nach Jackson und in den Gerichtssaal zurück, und die Verhandlungen begannen, trotz der inzwischen weit vorgerückten Abendstunde, auf's neue.

Der Angeklagte wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt; seine Frau und beiden Kinder erhielten in einem wenige Tage später stattfindenden Gerichtsverfahren wegen Theilnahme an dem Verbrechen langjährige Kerkerstrafen.

All' dies war nur in Folge dessen, daß Patrick Rowley's Vertheidiger im Interesse seines Klienten darauf gedrungen hatte, daß David Thyer, dessen Gesichtsausdruck geistige Beschränktheit vermuthen ließ, zum Mitgliede der Jury erwählt worden war, und er hat sich vorgenommen, sich nie wieder durch den Schein trügen zu lassen.

Zur Eröffnung des Kaiser=Wilhelm=Kanals.



Die kaiserliche Yacht „Hohenzollern“ auf der Fahrt durch den „Kaiser=Wilhelm=Kanal.“

Lose Blätter.

* **Neues zur Vorgeschichte des Krieges von 1870.** Der bekannte Historiker Heinrich v. Sybel veröffentlicht soeben in der „Historischen Zeitschrift“ einen Aufsatz: „Neue Mittheilungen und Erläuterungen zur Geschichte der Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.“ Er schildert u. A. die Stellung Emil Olliviers und des Herzogs von Gramont zu den Vorgängen im Juli 1870 und gelangt zu folgenden bedeutsamen Ausführungen: Wie Gramont bei Beginn der Bewegung zum Kriege gedrängt, sich aber später nach Napoleons Tode durch eine kecke Lüge dessen friedliebende Haltung angeeignet hat, ebenso ist er auch in Bezug auf den Höhepunkt der Verwickelung und die Entscheidung der Krisis verfahren. Als König Wilhelm in Ems am 13. Juli 1870 die neuen französischen Forderungen abgelehnt und den Botschafter Benedetti nicht weiter zu empfangen erklärt hatte, fanden in Paris lange Berathungen statt, in deren Verlauf am 14. Nachmittags Napoleon den Ministerrath zu dem Entschluß bestimmte, sich mit der vom Könige ausgesprochenen Billigung des Rücktritts des Prinzen Leopold zu begnügen und zur Entscheidung der Frage einen europäischen Kongreß zu berufen. Dann aber veranlaßten Gramont und Leboeuf Nachts eine neue Sitzung in St. Cloud, in der sie durch ihr stürmisches Drängen die Zurücknahme des Kongreßplanes und den Entschluß zum Kriege herbeiführten. Dieser Vorgang steht fest durch das Zeugniß des Grafen Vitzthum und des italienischen Botschafters Grafen Nigra, denen Gramont noch am selben Tage eine entsprechende Mittheilung gemacht hat, sowie durch den Bericht eines französischen Offiziers, der einem vertrauten Freunde folgendes mittheilte: „An jenem Tage, am 14. Juli, war eine Anzahl vom Kaiser geschätzter Offiziere zum Essen nach St. Cloud befohlen. Als der Kaiser gleich nach 6 Uhr aus der Sitzung zurückkehrte, trat er freudestrahlend in den Saal, ging auf die Offiziere zu und fragte: „Nun, meine Herren, sind Ihre Effekten für den Feldzug bereit?“ Ein brausendes Ja war die Antwort. „Wohl,“ sagte der Kaiser mit fröhlichem Ausdrucke, „dann packen Sie wieder aus; denn, Gott sei Dank, der Friede ist gesichert.“ Bei den Offizieren fand diese Nachricht nicht gerade einstimmigen Beifall, natürlich aber konnte kein Widerspruch laut werden. Während der ganzen Dauer der Tafel blieb der Kaiser in heiterster Stimmung, scherzte, erzählte kleine Geschichten, plauderte mit den Damen. Bald nach Tisch zog er sich in sein Kabinet zurück. Nach einer Weile hieß es, der Herzog von Gramont und Baron Jerome David seien angekommen und sogleich zum Kaiser geführt worden. Später ließ der Kaiser seine Gemahlin bitten, heraufzukommen. Als darauf nach dem Schluß der Berathung der Kaiser wieder im Saale erschien, war sein Aussehen in erschreckender Weise verwandelt, das Gesicht bleich wie der Tod, die Züge schlaff, die Augen halb geschlossen. Er ließ sich in einen Sitz nieder und blieb stumm. Der Krieg war entschieden.“ Das Zeugniß dieses Gewährsmannes ist um so wichtiger, als er nur Selbsterlebtes erzählt. Aehnlich wie mit Napoleon, steht es mit Eugenie's Betheiligung an dem Ausbruche des Krieges. Die berühmten ihr zugeschriebenen Worte: „C'est ma guerre, ma petite guerre, la guerre à moi!“ hat Niemand selbst aus ihrem Munde gehört, dagegen haben sie selbst und ihre Palastdame Carette sie wiederholt abgeleugnet. Der Vorwurf, daß sie am 6. Juli ihren Gemahl in kriegerischem Sinne umgestimmt habe, ist hinfällig, da eine solche Umstimmung überhaupt nicht stattgefunden hat. Es bleibt also nur übrig ihr Einfluß in der Sitzung des Kronrathes am Abend des 14. Juli. Wenn sie da für den Krieg gestimmt hat, hat sie nichts Anderes gethan, als alle Minister und eine Maßregel zu befürworten geglaubt, die geeignet wäre, der Dynastie den Thron zu sichern. Daß sie das aber nicht leichten Herzens, wie Gramont und Ollivier, gethan hat, zeigt eine Schilderung ihres Verhaltens am Abend des 15. Juli, als der Krieg in der Kammer angekündigt und in Paris mit Jubel aufgenommen worden war. Schweigsam ging sie mit dem Präfekten des Palastes lange Zeit im dunkeln Parke von St. Cloud auf und ab, während der Kriegslärm von der zum Theil festlich beleuchteten Hauptstadt wie dumpfes Brausen heraufschallte. Auf die Frage nach dem Grunde ihrer traurigen Stimmung brach sie aus: „Wie sollte ich nicht erschüttert sein? Ein Land, wie unser Frankreich, in vollem Frieden gedeihend, wird in einen Kampf verwickelt, bei dem im besten Falle so viel Zerstörung, so viel Jammer sicher ist. Wohl handelt es sich um die Ehre Frankreichs; aber welches Unheil, wenn das Glück uns zuwider wäre? Wir haben alles auf eine Karte gesetzt; wenn wir nicht siegen, so stürzen wir in den Abgrund der entsetzlichsten Revolution, die man je gesehen hat.“ Gewiß kein Zeichen einer kriegslustigen und siegesgewissen Stimmung!

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.